

dtv

Peter Härtling begibt sich auf die Spuren des jungen Mozart. Als der Leser ihm begegnet, ist Mozart gerade sechs Jahre alt. Unter der Führung seines Vaters und begleitet von seiner älteren Schwester, bereist er von Salzburg aus Europa. Während der Vater emsig immer neue Engagements einget, flieht Mozart in seine eigene Welt – die der Phantasie und der Töne. Und er begegnet immer neuen Menschen, die ihn bestaunen und feiern, ihm aber seine Einsamkeit nicht nehmen können. Das gelingt nur dem Nannerl, seiner Schwester – und Quintus, einer Ausgeburt seiner Phantasie, die für jeden Schabernack zu haben ist. Wie es sich anfühlt, anders und besonders zu sein, das fasst Härtling in ergreifende Worte. Und ganz beiläufig führt er zwei Geschichten zusammen: die des getriebenen Wolfgang Mozart, der in Olmütz erkrankt, und die des Flüchtlingskindes Peter, der in Olmütz eine vorläufige Heimat findet.

Peter Härtling, geboren am 13. November 1933 in Chemnitz, besuchte bis 1952 das Gymnasium in Nürtingen. Redakteur bei der ›Deutschen Zeitung‹, dann bis 1970 Mitherausgeber der Zeitschrift ›Der Monat‹, später Cheflektor und Geschäftsführer des S. Fischer Verlages. Seit 1974 ist Peter Härtling freier Schriftsteller. Für sein Werk erhielt er zahlreiche Auszeichnungen: u. a. 2003 den Deutschen Bücherpreis und 2007 den Corine Ehrenpreis.

Peter Härtling

Das ausgestellte Kind

Mit Familie Mozart unterwegs

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



2. Auflage 2014
2008 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH Co. KG,
München
© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2007
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Rudolf Linn
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13717-1

»... das Mägdlein ist mit 11 Jahren, und der Knab mit 7 Jahren solche Virtuosen auf dem Clavier, das sich die Welt darob erstaunen mus: ist auch unsäglich, was ihm dieser Leopold Mozart mit seinem Sohn Wolfgang Mozart und seinem Töchterlein, welche noch künstlicher das Clavier schlägt, als ihr Brüderl, in der Welt vor Geld gewinnet.«

24.4.1766, Diarium Patris Bedae Hübner, Erzabtei St. Peter, Salzburg

1

Der Woferl, wie er in der Familie gerufen wird, ist mit seinen Eltern und mit seiner Schwester Nannerl auf dem Weg nach Wien. Er ist gerade sechs Jahre und acht Monate alt und kann schon seinen Namen schreiben. Fünf schwierige Wörter nacheinander: Johann Chrisostomos Wolfgang Theophilus Mozart. Meistens schreibt er nur Wolfgang Mozart. Er kann Klavier spielen, etwas Geige und Orgel, allerdings ohne Pedale, er kann schon ein wenig komponieren und versteht von der Musik so viel, sagt sein Vater, wie ein gewöhnlicher Salzburger Hofmusikus. Und er kann fluchen, träumen und furzen.

Manchmal schilt ihn die Mutter deswegen: Du benimmst dich daneben, Woferl. Dann tritt er einen Schritt neben sich und lässt einen fahren. Womit er das Nannerl zum Lachen bringt.

Der Vater hat vor, ihn in Wien der großen Kaiserin Maria Theresia vorzustellen. Weil du für die ganze Welt ein Wunder bist, Bub.

Er selbst findet es anstrengend, ein Wunder zu sein.

Wieso soll es ein Wunder sein, dass er gern Klavier spielt und Musik hört. Obwohl er einen wie sich noch nicht kennengelernt hat.

Also fahren sie nach Wien, Mutter und Schwester sind dabei, denn sie möchten am Kaiserhof keineswegs fehlen. Weil die Familie Hilfe braucht, wird sie von Joseph Etlinger, dem Diener, begleitet, den nur Vater und Mutter Pepi nennen dürfen. Weil der, wie er behauptet, Wert auf sich legt. Wolfgang findet ihn manchmal stur und deshalb anstrengend. Sie sind mit der Post bis Passau gefahren, wo drei Flüsse zusammenfließen, und weil es in der Stadt viele Kirchen und Klöster gibt, ist auch ein Bischof da. Von Passau reisen sie mit dem Donauschiff bis Linz, wo es ihm schlecht wird. Nicht, weil das Schiff schaukelt, sondern weil er sich auf Deck vor Vergnügen um die eigene Achse gedreht hat, immer wieder, bis das Nannerl ihn auffängt. Am Schluss muss er in eine Ecke kotzen. Der Pepi erklärt, er müsse sich für ihn schämen. Das Nannerl erregt sich derart über diesen Satz, dass sie dem Pepi sagt: Dann müssen Sie es aber so tun, dass es alle merken. Das findet Wolfgang gut.

In Linz bezogen sie Zimmer im »Gasthof zur Dreifaltigkeit«. Der Vater kannte den Wirt, Herrn Kienner, aber der war inzwischen gestorben, und dessen Töchtern, die die Familie empfangen, erklärte er, wahrscheinlich zum Trost, dass er sie schon gekannt habe, als sie noch sehr klein waren. Die beiden Da-

men waren mittlerweile gewachsen und furchterregend dick geworden.

Hier in Linz trat zum ersten Mal Quintus auf, der ihn danach auf allen seinen Reisen begleiten sollte. Wolfgang saß am Fenster, blätterte in einem Bündel Noten, das ihm der Vater zum Studium gegeben hatte. Er hätte die Stücke am Klavier unten im Saal ausprobieren können. Dazu hatte er keine Lust. Das Nannerl war mit der Mutter in die Stadt gegangen. Er war allein.

Er sang die Noten nach.

Er stellte sich vor, wie das Klavier klingen könnte.

Er stellte sich außerdem vor, was er komponieren könnte.

Nicht immer wieder diese Quinten. Mach es dir doch nicht so einfach! Er hörte den Vater aus dem Nachbarzimmer rufen, als hätte der in seinen Gedanken gelesen. Es gibt auch Quartan auf der Welt, Sexten, Oktaven.

Jaja.

Er schneidet eine Grimasse und sähe sich gern im Spiegel. Er kann wie der Vater aussehen, vor allem wie Vater, wenn er sich über ihn ärgert.

Nix. Lass es! sagt eine Stimme in ihm, aus ihm, und mit einem Mal sieht er ihn. Er sieht ein krummes, grässliches Wesen, das bewegt sich mühsam auf den Noten einer Quinte, stolpert, stürzt zwischen die Linien, kreischt.

Quintus, hört sich Wolfgang verwundert sagen.

Quintus, Quantus, Quartus. Während er mit dem Namen spielt, klopft er einen Dreivierteltakt auf den Tisch und macht damit den Vater aufmerksam. Was hast du mit der Quinte, Woferl?

Nix, nix, gibt er zur Antwort, legt schützend seine Hand über den Quintus, damit der Vater den winzigen Geist nicht sieht. Er spürt, wie der ihn kitzelt, als hätte er eine Mücke in der hohlen Hand.

2

Wien beginnt mit W. Warten auch. In Wien lern- te Wolfgang warten. Er vertrieb sich die Zeit mit No- ten schreiben, Klavier üben, Geige spielen, ärgerte das Nannerl und redete gescheit daher. Er erzählte von dem krummbeinigen Offizier, dem schwalben- schwänzigen Ungarn, den er auf dem Donauschiff kennengelernt, den der Vater aber nie gesehen hatte, stotterte manchmal sehr kunstvoll, vor allem, wenn es zu einem Di kam, das er in zahlreiche kurze und längere Di-Laute aufteilte: Die-die-didi, oder zum schmetternden Da, Da-da-dada. Sie wohnten zuerst im »Weißen Ochsen«, dort konnte er, wenn es ihm passte, aus dem Zimmer verschwinden und sich auf dem Fleischmarkt umschaun. Als sie jedoch bei Herrn Ditscher ein Zimmer bezogen, in dem sie sich auf die Füße traten, Mutter, der Vater, das Nannerl und er, war es aus mit seiner Bewegungsfreiheit. Fast jeden Tag bekamen sie Besuch, von Offizieren, Grafen, Gräfinnen, die immer, wie der Vater am Schluss wütend feststellte, etwas haben und nichts

dafür geben wollten. Das Geld ging ihnen aus. Die Gräfin Sinsendorf, eine stattliche Dame, die ihnen, sobald sie ins Zimmer trat, die Luft raubte, übergab dem Vater im Auftrag des Hofes immerhin einen Vorschuss, und sie waren, nach einem gelungenen Konzert beim Grafen Harrach, sicher, dass sie von der Kaiserin eingeladen würden, nach Schönbrunn.

Während des Konzerts war es Wolfgang gelungen, die Zauberkraft von Quintus zu nützen. Der überraschte ihn, winzig und beweglich, als er die Hände auf die Tasten legte, gespreizt zu einer Quinte.

Oi! staunte Woferl.

Worauf der Vater beunruhigt fragte: Passt dir etwa das Instrument nicht?

Und die Gräfin Harrach wollte wissen, ob es ihm nicht gutgehe. Darauf lachte Quintus hundsgemein. Wolfgang auch.

Womit er den Vater bewog, ihn sanft zu tadeln: Aber, aber, Woferl. Was ist mit dir? Fang schon an.

Er spielte, so gut er nur konnte, einen türkischen Marsch, und Quintus hüpfte den Quinten voraus und verleitete ihn zu einem kühnen Versuch, allerdings noch nicht bei einer fremden, sondern einer ihm vertrauten Person. Er befahl dem Quintengeist, der Nannerl unters Kleid zu fahren, auf den Rücken, wo sie sich selber nicht kitzeln konnte. Dort sollte er sie jucken auf Teufel komm raus. Quintus verschwand. Wolfgang spielte. Das Publikum lauschte, bewun-

derte den Knaben. Der aber beobachtete den Erfolg, den er mit seinem Quintus bei der Schwester hatte. Das Nannerl wand sich in dem allzu hohen Sessel, rieb den Rücken an der Lehne, versetzte mit seiner Unruhe die ganze Reihe mit Grafen und Hoheiten und Obristenfrauen in zuckende Bewegung.

Also du mit deiner türkischen Musik, stellte der Vater hernach fest, kannst die Leute geradezu in Schwung versetzen. Sie sind, hast du's bemerkt, beinahe mitgehüpft.

Und mich hat's am Buckel viehisch gejuckt, klagte das Nannerl.

Ihre Majestät, die Kaiserin Maria Theresia, hatte ihren Obersthofmeister, einen dünnen Riesen mit einer piepsenden Vögelchenstimme, geschickt, um ihnen die erwartete Einladung zu überbringen.

Zufrieden stellte Vater Leopold fest: Ihre Majestät ist an dir und an deiner Kunst interessiert, Woferl. Und du, du musst zeigen, was du gelernt hast, was du kannst.

Worauf sich der Bub vor dem Vater verbeugte wie nach einem erfolgreichen Auftritt: Gewiss, Herr Papa, daran soll es nicht fehlen.

Der Vater musterte ihn verblüfft: Ich möchte bloß wissen, wie es kommt, dass du dich so ausdrückst.

Wolfgang verblüffte ihn ein weiteres Mal mit seiner Antwort: Das kommt von der Musik.

Soll einer dich verstehen, sagte das Nannerl, das ihnen zugehört hatte.

Ehe sie sich nach Schönbrunn, in das prächtige Schloss begaben, stritten die Eltern.

Wie sollen wir nach Schönbrunn gelangen? fragte Mutter.

Vater äffte ihre Angst nach: Ja, wie sollen wir nach Schönbrunn gelangen?

Ja wie? fragte auch Wolfgang.

Mit der Kutsche! Der Vater wurde ein wenig lauter.

Damit er auf sie höre, fragte die Mutter noch lauter:

Mit welcher?

Mit welcher? wiederholte der Vater fortissimo. Mit der kaiserlichen, der Hofkutsche. Nicht mit irgendeiner bestellten.

Ich geh, sagte Wolfgang und witschte aus dem engen Zimmer, in dem die Gerüche von vier Personen sich mischten, der Schweiß, die Damendüfte, der Puder. Er sprang die Stiegen hinunter, die letzten zwei auf einmal, und ließ die Haustür hinter sich zufallen. Geduckt eilten Leute unterm Regen weg, fuchtelten mit Schirmen, schimpften.

Ein paar Gassenbuben umkreisten ihn und streckten ihm die Zunge heraus. Du feines Bürschel, woher kommst du?

Er gab ihnen keine Antwort. Wenn die wüssten, dass er von der Kaiserin eingeladen ist, würden sie vor Staunen auf den Hintern fallen.

Komm! rief die Mutter: Woferl, komm!

Er erwiderte singend. I komm scho. I komm scho. Dann lief er zum Klavier und spielte die Tonfolge, die er gesungen hatte. Vielleicht kann er so ein Stück beginnen.

Das Gespann, das sie nach dem Mittagessen abholt, gleicht beinahe denen bei der Post: eine geschlossene Kutsche, ein livrierter Kutscher und zwei kräftige Rösser. Nur dass die Pferde feiner und gepflegter aussehen, der Kutscher eher wie ein Offizier auftritt, die Uniform blitzsauber ist und das Leder glänzt. Die Kutsche, schwarz lackiert, hat eine mit einem ausgehungerten, vergoldeten Doppeladler geschmückte Tür. Misstrauisch beobachtet der Kutschersoldat den Aufmarsch der Familie: Woferl an der Spitze, dahinter die Eltern und die Schwester.

Ob er der berühmte Bub und Musiker sei? fragt der Kutscher mit einer Stimme, die er an seinen Pferden erprobt hat.

Soll ich wiehern? fragt sich Wolfgang und tut's. Womit er den Kutscher erschreckt und beleidigt.

Vater und Mutter entschuldigen sich zweistimmig »für das Kind«. Es habe manchmal sonderbare Einfälle. Es gelingt ihnen jedoch nicht, den Mann umzustimmen. Er blinzelt, schiebt seine Lippen durch den Bart und winkt Wolfgang mit einer heftigen Handbewegung in die Kutsche. Hinein! Die Familie folgt ihm geduckt und betreten.

Kaum sitzen sie auf den weichen gepolsterten Bänken einander gegenüber, Kinder und Eltern, beginnt das Nannerl zu klagen: Also der Kutscher vom Grafen Collalto war tausendmal freundlicher als der da vorn. Der ist auch von seiner Majestät ausgeschickt und nimmt sich tausendmal wichtiger, erklärt Vater mit gesenkter Stimme und legt Wolfgang das Notenbuch auf den Schoß. Dem ist die Bank zu hoch, weshalb er sich mit den Beinen nicht aufstützen kann und es mit den Armen tut. Die Noten hatte der Vater ihm am »10. Oktober 1762 zum sechsten Namenstag« geschenkt. Aus Gewohnheit hatte er vors Datum »Salzburg« geschrieben. Daraus kannst du der Majestät spielen. Ein paar Stückerln von Haydn, Gluck oder auch von mir.

Wie beim Collalto, nickt Wolfgang.

Du meinst den Grafen Collalto, verbessert ihn der Vater.

Jaja, beim Collalto hat's mir gefallen in seinem Palais. Das war längst nicht so weit weg wie Schönbrunn.

So passabel musst du spielen wie dort.

Wolfgang nickt wieder: Die Madame Bianchini hat mich mit ihrem Gesang auch angefeuert. Mit der Euridice.

Wer weiß, was dich bei Hof anfeuert, seufzt die Mutter und späht angestrengt aus dem Fenster, als suche sie dort nach der rettenden Person.

Das Nannerl stößt ihn mit dem Ellenbogen in die Seite: Du hättest das Büchel vom Pufendorf mitnehmen sollen, damit die Kaiserin gleich weiß, was sie von dir halten muss.

Ach geh. Er spielt den Verlegenen.

Als der Graf Pufendorf im Collalto-Palais das Gedicht auf den »kleinen sechsjährigen Pianisten aus Salzburg« vortrug, wäre der vor Stolz beinahe geplatzt. Er hatte das Gefühl, die Knöpfe sprängen ihm von der Jacke.

Der Graf hatte sich vor dem überraschten Publikum aufgestellt, neben dem Klavier und neben Wolfgang, der schon seine Hände auf die Tasten gelegt hatte, und sprach mit erhobener Stimme:

»Bewunderungswürdiges Kind!

des Fertigkeit man preist,

und Dich den kleinsten, doch den größten Spieler heißt.

Die Tonkunst hat für Dich nicht weiter viel Beschwerden.

Du kannst in kurzer Zeit der größte Meister werden. Nur wünsche ich, dass Dein Leib der Seele Kraft aussteh

und nicht, wie Lübecks Kind, zu früh zu Grabe geh.« An dieser traurig mahnenden Stelle unterbrach der Graf den Vortrag, räusperte sich und erklärte seine Anspielung: Es habe sich um ein Wunder gehandelt, ein gelehrtes Kind aus Lübeck, das mit sechs Jahren

schon viele Sprachen und Wissenschaften in seiner Gewalt gehabt habe und unlängst jäh gestorben sei. »Dahin, dahin«, klagte der Graf von Pufendorf und hob die Arme gegen die Decke. Wolfgang sah die Sprachen und die Wissenschaften, die der Lübecker Knabe in seiner Gewalt gehabt hatte, wie ein Rudel von Löwen, fand es übel und unnötig, schlug eine Quint an und schickte Quintus dem Grafen in die Hose. Auf der Stelle fing sein adliger Lobredner an zu hüpfen, sich zu schütteln und zu rütteln.

Als könnte das Nannerl seine Gedanken lesen, was sie sowieso konnte, begann sie über die Verrenkungen des Herrn von Pufendorf laut nachzudenken: Wenn ich nur wüsste, was in den Herrn Pufendorf gefahren ist, nachdem er den Woferl so gerühmt hat. Er hat ja wie ein Derwisch getanzt, ist gehüpft und gesprungen und hat mit dem Popo gewackelt wie ein alter Erpel.

Wahrscheinlich ist ein Floh übergesprungen, sinnierte die Mutter. Der Vater widersprach ihr energisch: Es ist halt eine schlechte Angewohnheit.

Und was meinst du? fragte das Nannerl ihren kleinen Bruder und legte ihren Arm um seine Schulter.

Ich? Ich! Ich? Ich!

Spinn doch nicht. Das Nannerl drückte ihn an sich. Er schüttelte sich, kicherte. Siehst, sagte er. Vielleicht hat der Pufendorf furzen müssen und den Hintern geklemmt, mit aller Gewalt.

Du hast alleweil Fürz im Kopf, stellte das Nannerl aufgebracht fest, drückte ihn aber so, als wolle sie ihn herzen, und er war zufrieden mit seinem Quintus.

Auf dem weiten Platz vor dem Schloss Schönbrunn standen Spaziergänger oder Neugierige in Gruppen zusammen, als wollten sie sich gegenseitig wärmen. Gleich wird es schneien, sagte der Kutschsoldat auf einmal freundlich und half dem kleinen Musiker aus der Kutsche, und wir können die Rösser dann vor den Schlitten spannen.

Die ersten Flocken tupften schon Wolfgangs Stirn.

Grüß Gott, sagte er.

Wen grüßt du? fragte das Nannerl, das der Kutscher aus dem Wagen hob.

Den Schnee, antwortete er.

Sie lachte, lachte und blies die dichter fallenden Flocken von sich weg.

Sie passierten anstandslos die Wachen vor dem Portal, da der Kutscher sie vorstellte: Die Familie Mozart aus Salzburg.

Wir wirken Wunder, stellte der Vater sehr zufrieden fest.

Danach führten sie zwei Diener in Uniform die wunderschöne Treppe hinauf, an der sie oben der Geheime Zahlmeister erwartete, ein fetter, aber sehr beweglicher Mann, der Wolfgang in sein Herz ge-

schlossen und dem Vater Leopold bereits sein Honorar von der Kaiserin überreicht hatte.

Majestät saß auf einem Diwan in aller Breite, Mächtigkeit und Herrlichkeit. Ihr Gewand glänzte und schimmerte. Die Männer verbeugten sich, die Damen machten einen Knicks, wie es ihnen der Obersthofmeister vorgemacht hatte. Die Kaiserin lachte. Das Lachen kam tief aus ihr heraus wie eine Musik. Mit ein paar Schritten war Wolfgang bei der Kaiserin und sprang ihr auf den Schoß, umarmte und busselte sie. Aber nein! hörte er die Mutter.

Maria Theresia ließ ihn erst einmal nicht los, küsste ihn auf die Stirn und befahl ihm: Dafür, dass er sie ungefragt gebusselt habe, müsse er für sie auf dem Klavier spielen.

Vater Leopold hastete zum Klavier, legte die Noten auf.

Wolfgang spielte ein Menuett, dann eine Erfindung von sich selbst, zum Schluss ein schweres Stück von Bach. Mitten im Spiel öffneten sich die Türen zum Saal. Auf Zehenspitzen traten Höflinge ein, verschieden kostümiert, und einige der vielen Kinder der Kaiserin, schließlich Kaiser Karl selbst, der Vater Leopold leise ansprach und hinausholte. Dort habe er, erzählte Vater später, einer Prinzessin zuhören müssen, die aus seiner Geigenschule spielte. Das jedoch gar nicht übel.